



Pop der Pubertären

Die britischen Bay City Rollers heulen durchs Land: in München brachen Mini-Mädchen gleich zu Dutzenden ohnmächtig zusammen. In Frankfurt mußten Ärzte Beruhigungsspritzen setzen.

50 000 Stiefeletto-Teenies drängten sich zu den fast gleichaltrigen Rollers, deren manische Musikmethode aus drei Drehs besteht:

Einmal werden eingängig schöne Banalmelodien der Beatles-Spätphase geboten.

Zum zweiten räkeln und rocken sich die Bay City Rollers nach den von Teenage-Blättern und Pop-Postillen vorgestanzten Modemustern: die kleinen ge-

schüttelten Fäustchen zum labilen Spagat der Beinpaare.

Und schließlich wird das Ganze zu einer elektronisch aufgemischten Krachkulisze zelebriert, gegen die der Lärm der Rolling Stones sich ausnimmt wie das verlegene Hüsteln von Veteranen.

Die rasante Resonanz der Rollers bei den Jüngsten des Pop-Business erklärt sich aus der Zielrichtung solcher Pop-Raketen: Sie richten sich ohne Umschweife haargenau auf die Nahtstelle der Pubertären; auf jenen Grenzbezirk zwischen naivem Infantilismus und hellwachem Sexdrang, jenes makabre Terrain, auf dem die mit wenigen

Fäden gerade noch am Elternhaus Hängenden jeden Strohhalm ergreifen, der ihnen die große Welt verspricht.

Die elektronisch auf Überschall und Breitwand-Donner eingesteten Computer gewittern ein wahres Lärm-Walhalla unter vorwiegend weibliches Jungvolk.

Bei den Beatles wie den Rolling Stones war das genauso: die potentiellen Primärhörer, Poppubertäre, wurden von den an die PR-Leine genommenen Funk- und Printmedien zum genasführten Hörpöbel degradiert, der die Botschaft der Rollings wie Rollers als gleichsam göttergleiche Befreiungs-Offenbarung aus dem vermeintlichen Zwang von

Schule und Elternhaus willig in sich aufnimmt, ein bloß akustisch aufgemöbelter Aufstand, dem nichts folgt als das Schweigen der Verausgabten.

Es ist so, als ob die angekurbelte Aufbruchsstimmung der Pubertären ein wenig auch als wehmütiger Abschied von der Kindheit zu hören ist und zugleich ein Überschreien der jetzt vor ihnen liegenden, grauen Alltagswelt.

Bay City Rollers oder Beatles – nichts als der schöne Schein oder, um im Bilde zu bleiben, ein gewaltig leerer Widerhall einer großen, irrationalen Sehnsucht. Und das macht vielen Spaß. Es ist Schaugeschäft.

Reginald Rudolf

Martin Meyer, Zürich

Tournedos Rossini in der Tonhalle

Kempe-Nachfolger Gerd Albrecht hatte schon relativ kurz nach seinem Zürcher Amtsantritt als Chefdirigent des Tonhalle-Orchesters sogenannte Lunch-Konzerte organisiert. Sie sind mittlerweile hier zur festen und beliebten Institution geworden. Für umgerechnet etwa 12 Mark kauft man sich an der Kasse ein Billett; mit ihm darf man ins Foyer der Tonhalle, wo, um die Mittagszeit, die Tische weiß gedeckt sind und alles bereit ist, kulinarische Wünsche zu befriedigen. Nun, natürlich gibt es ein Einheits-Menü, nichts Großartiges, keine „Tournedos Rossini“ also, was, zumindest von der programmatischen Verbindung zwischen Musik und Speisekarte, nahegelegen hätte.

Aber Pasteten etwa, oder ein kaltes Büffet. Dazu spielen, in einiger Entfernung, Nachwuchsmusiker ein kürzeres Programm; es sind meistens Mitglieder des Tonhalle-Orchesters. Das Reper-

toire ist, schon von der Lautstärke her, dem Lunch angepaßt: leichte Kammermusik, manchmal bloß Bläser, manchmal Klaviertrios oder ähnliches. Dazu wird serviert.

Wie stark das Bedürfnis nach solcher Entspannung ist, zeigen die Besucherfrequenzen. Wer um 12,15 Uhr noch Einlaß begehrt, muß oft ans nächste „Mövenpick“ verwiesen werden.

Halbfter-Vermittler Siegfried Palm



Natürlich hängt das auch mit der Wahl des Speisezettels und mit der Auswahl des musikalischen Programms zusammen. Seit einiger Zeit werden auch moderne Komponisten, gleichsam zwischen klassischen Gängen, serviert. Manche dürfte dies abschrecken, obwohl das Hörerlebnis wie aus weiter Ferne kommt, wenn man sich hungrig über den Teller beugt.

Bisher hat die Tonhalle-Gesellschaft in dieser Saison vier Lunch-Konzerte veranstalten können. Es wäre wünschenswert, wenn sich auch weiterhin die Möglichkeit bieten würde, anderthalb Stunden zwischen Musik und Suppe, präziser: zwischen Suppe und Suppé hin- und hergerissen zu sein.

Eine weitere Attraktion relativ neuen Datums sind die kommentierten Konzerte. „Der Komponist und sein Publikum“ – so lautet das Motto für eine Veranstaltungsreihe, die im Lauf der

Saison zeitgenössische Werke mit dem Publikum konfrontiert und die Zielscheibe für empörte Traditionalisten auch gleich mitliefert; der Komponist erklärt, kommentiert und entschuldigt sich, vielleicht. Ende September wurde mit dem Solisten Siegfried Palm und in Anwesenheit des Komponisten Cristobal Halffterers Cellokonzert aufgeführt. Am 17. Januar stand György Ligetis „San Francisco Polyphony“ auf dem Programm, am 16. Februar Henzes „Tristan – Préludes für Klavier, Tonbänder und Orchester“, mit dem Solisten Homero Francesch und unter Leitung von Henze. Damit sollen die Fronten zwischen Publikum und Neuer Musik zumindest so abgebaut werden, daß nicht mehr, wie das noch vor nicht allzu langer Zeit der Fall war, die Artikulation der Unzufriedenen in lautem Buh-Gebrüll sich kundtut. Ein Kundendienst, der, soweit das bis dato beobachtet werden konnte, Erfolg hat.

HiFi-Kenner sagen, 50% des Wertes von Stereo-Anlagen sollen auf Lautsprecher entfallen. Aber wer sagt wem, ob sein Verhältnis stimmt? Falls anfangs der falsche Anfang stand? Zu Yamaha-



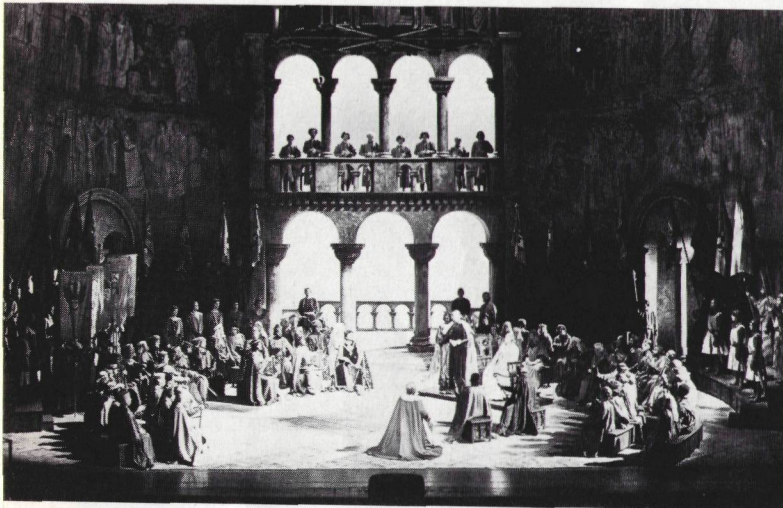
Anlagen gehören Yamaha-Boxen. Was nicht ausschließt, daß andere damit Anderes verbessern. Um morgen weiter aufzusteigen. Unsere Regalboxen* verschweigen ihre Herkunft nicht. Hoher Wirkungsgrad, Volumina und natürliches Timbre sind keine Frage der Größe. Sondern des Namens.

 **YAMAHA**
2084 Rellingen

*Yamaha NS-615: 2-Wegesystem, 50 Watt (auch mit schwarzem Gehäuse als NS-615B). Yamaha NS-635: 2-Wegesystem mit Hochton-Pegelregler, 50 Watt. Yamaha NS-655: 3-Wegesystem mit Hoch- und Mittelton-Pegelreglern, 60 Watt.

Jordan Mejias, New York

Zwischen Sinnenlust und Seelenheil



Von der Midlife Crisis angehaucht
(Szenenbild „Tannhäuser“, 2. Akt)

Vor rund einem Jahr wurde an dieser Stelle von zwei Premieren an der Metropolitan Opera berichtet, von den Neuinszenierungen eines Standardwerks aller großen Bühnen, Richard Wagners „Lohengrin“, und einer Rarität aus dem einen unerwarteten Aufschwung erlebenden französischen Repertoire, Jules Massenets „Esclarmonde“. Ob es nun gezielt ausgespieltes Dramaturgenwissen oder ein zufälliges Aufeinandertreffen war, sei dahingestellt, das Da capo für Wagner und Massenet in dieser Saison – mit „Tannhäuser“ und „Thaïs“ – enthüllte jedenfalls erneut erstaunliche Querverbindungen im Œuvre dieser doch so unterschiedlichen Komponisten.

Übereinstimmungen treten schon bei den Sujets auf: War Esclarmonde eine ferne Verwandte des Lohengrin, die, gleich Wagners Schwanenritter, ihre wahre Identität nicht enthüllen durfte, so sind in „Thaïs“ und „Tannhäuser“ mit Sinnenlust und Seelenheil die beiden Grenzpositionen abgesteckt, zwischen denen sich ein allerdings höchst unterschiedliches Drama abspielt, unterschiedlich vor allem in seiner Qualität.

Während bei der Handlung aus der Welt der Minnesänger eine vielschichtige Ideenwelt kontrastierende Auslegungen und damit eine immer neue Aktualität ermöglicht, sind es wenig ergiebige und noch dazu reichlich antiquierte Reize, welche uns Massenets Librettist Louis Gallet vorsetzt. Die wenig subtile Adaption des gleichnamigen Romans

von Anatole France schildert die Bekehrung der alexandrinischen Kurtisane Thaïs durch den Zönbiten Athanaël, der dem entgegengesetzten Prozeß unterliegt und schließlich sein sexuelles Verlangen nach der nunmehr geläuterten Sünderin nicht mehr verhehlen kann. Eine Handlung, in ihrer Mischung aus Sex und Religion, schwerem Parfüm und Weihrauch geradezu geschaffen für ein Fin-de-siècle-Publikum, das in solchen Szenen schwüler Erotik, in Athanaëls sadomasochistischen Neigungen und Thaïs' später Reue viele eigene Züge entdecken mußte.

Wagner-Anklänge (mehr aber nicht!) auch in der Musik: Versuche mit Leitmotiven, eine virtuose Orchestration und ein traumwandlerisch sicheres Gefühl für die Möglichkeiten der menschlichen Stimme können jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, daß mit „Thaïs“ eine der wenigen relativ bekannten Massenets-Opern, nicht eines seiner besten Werke wieder ausgegraben wurde. Nach den Überraschungen von „Esclarmonde“ mit ihrer großen Zahl von „Andante religioso“-Abschnitten wirkt der „erotisme discret et quasi religieux“ (Vincent d'Indy) von „Thaïs“ doch recht fade und abgedroschen, wie ein abermaliger Aufguß von musikalischen Material, das in früheren Werken, besonders im inhaltlich ähnlichen Oratorium „Marie-Magdeleine“, schon erschöpft wurde. Daß es dennoch Passagen von großer Intensität und opulenter Klangfülle

gibt, versteht sich bei einem alle Tricks des Handwerks souverän beherrschenden Komponisten wie Massenet fast von selbst.

Nur wenig Hilfestellung erhielt der Wiederbelebungsversuch durch den Regisseur Tito Capobianco und seinen Bühnen- und Kostümbildner Carl Toms. Die Produktion schien mit den Überresten aus dem Fundus von Hollywoods ärgster Kitsch-Periode ausgestattet zu sein. Weder der riesige Spiegel über dem schwebenden Phantasiebett in Thaïs' Boudoir noch die pantomimisch ausgedeutete Meditation, jener ewige Wunschkonzert-Hit, waren mehr als oberflächlicher Zierrat, geschmacklos und leicht.

Kaum zu übertreffen in ihrer Art dagegen die „Tannhäuser“-Neuinszenierung. Otto Schenk und Günther Schneider-Siemsen gelang eine realistische Version, die durch den Verzicht auf gegenwärtig so beliebte Überinterpretation in ihrer effekt-scheuen Traditionsgebundenheit fast schon wieder als sensatio-

Belkantilistischer Lorbeer für
Sherrill Milnes

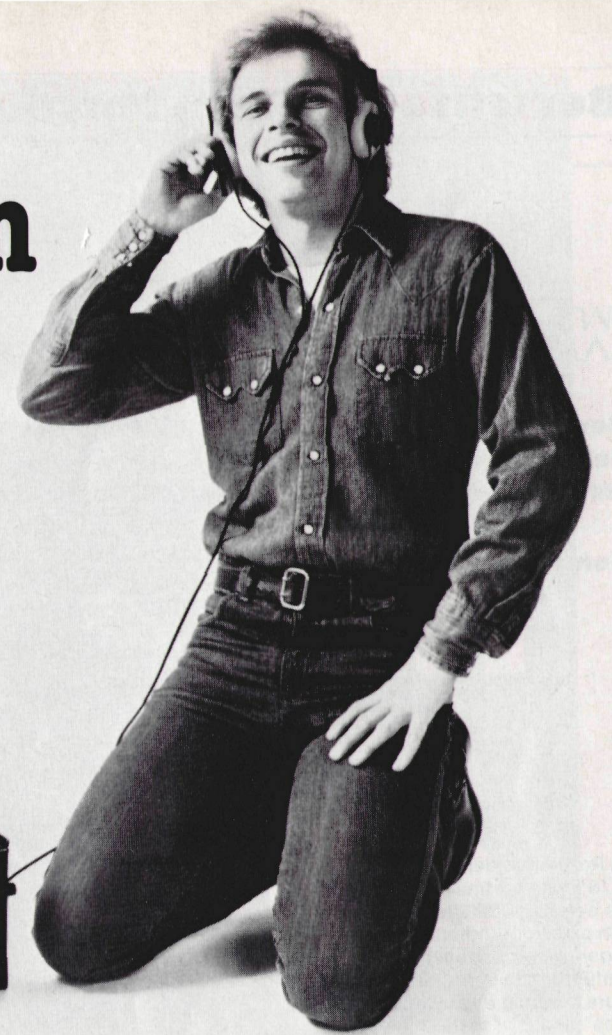


nell erscheinen mußte. In Bildern von kulinarischer Farbenpracht und räumlicher Weite bestand der einzige modische Touch in der Erklärung des Regisseurs, Tannhäuser sei als ein von der Midlife Crisis angehauchtes Individuum zu sehen. Die Zeit war wohl überreif, daß nun endlich auch Wagners Helden dem Leiden unserer Tage erlagen.

Was die musikalische Wiedergabe betraf, so reichte das Spektrum von respektabel (Massenet) bis exzellent (Wagner); im „Tannhäuser“ gab es eine reizvolle Mischung aus in ihren Rollen erfahrenen Künstlern (Leonie Rysanek – Elisabeth, Grace Bumbry – Venus, Bernd Weikl – Wolfram) und Newcomern, deren erfolgreichster James Levine am Dirigentenpult war. Nach einer noch akademisch trockenen Ouvertüre gewann seine Interpretation immer mehr an Autorität, ließ dem verführerischen Schmelz der Venusberg-Musik (man spielte die Pariser Fassung) genügend Zeit zum Ausschwingen und überzeugte mit dramatisch zugespitztem Elan im Sängerkrieg des zweiten Aktes. Tannhäuser-Darsteller sind eine ausgestorbene Spezies, James McCracken und der um einige Grade überzeugendere Richard Cassilly entsprachen dem heute möglichen, nur stellenweise befriedigenden Niveau.

Auch bei der Besetzung der Titelrolle von „Thaïs“ blieben einige Wünsche unerfüllt. Beverly Sills (sie hat ihren Abschied von der Bühne angekündigt und wird ab 1980 als Ko-Direktorin an die City Opera gehen) besitzt nicht mehr den vokalen sinnlichen Reiz, den Massenets Musik so unabdingbar verlangt. Sherrill Milnes, in einer seiner besten Rollen, hatte so leichtes Spiel, den belkantilistischen Lorbeer für sich zu beanspruchen. Die gleichen akustischen Eindrücke vermittelt die neueste Gesamtaufnahme der Oper (EMI 1C 195-02 799/801 Q), ein Beiprodukt der Aufführungsserien von New York und San Francisco; wenn auch nicht so danebengegangen wie die vorgehende Einspielung mit Anna Moffo (RCA 26.35 108 GF), so kann sie dennoch, wie die Met-Produktion, bei weitem nicht als das letzte Wort in Sachen „Thaïs“, und schon gar nicht in Sachen Massenet, angesehen werden.

„Full Sound“ in reinster Natur



STIFTUNG
WARENTEST

test 3/78

gut

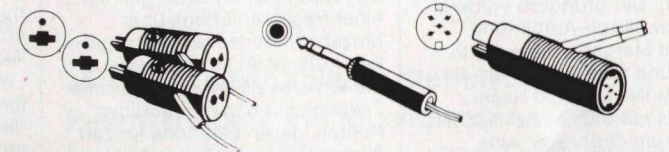
Im Test: 25 Kopfhörer
Testurteil: 2 gut,
11 zufriedenstellend, 12 mangelhaft

HD 414. Den vollen Sound so naturgetreu wiederzugeben, so direkt und transparent wie im Konzertsaal, das ist das Charakteristikum des erfolgreichsten HiFi-Kopfhörers der Welt.

HD 414 von Sennheiser. Der dynamische Kopfhörer, mit dem das offene Hör-Prinzip von Sennheiser Weltgeltung erlangte. Das Prinzip, das die zwei größten Vorzüge der Sennheiser-Technik in sich vereint: freien, natürlichen Klang und extrem leichte Bauweise.

HD 414 – der naturreine Exponent dieses Prinzips. Brillant-glasklar in den Höhen, weich und voll in den Bässen – in sämtlichen Lautstärken. Excellent im Tragekomfort – nahezu schwerelos, fast nicht zu spüren. Erhältlich beim guten Fachhandel.

Übertragungsbereich	20...20.000 Hz
Nenn-Impedanz	2.000 Ω
Kennschalldruckpegel bei 1.000 Hz	94 dB
max. Dauerbelastbarkeit (DIN 45 500)	...0,1 W
Klirrfaktor (DIN 45 500)	≤ 1%
3 Typen	



SENNHEISER
Perfekter Klang hat seinen Namen

COUPON an Sennheiser Electronic, Postfach 500, 3002 Wedemark 2

Bitte senden Sie mir

- ☐ kostenlose Informationen über den HD 414
- ☐ die 124seitige „Sennheiser-revue 9“ gegen DM 2,- in Briefmarken oder auf Postscheckkonto Hannover 93489-302
- ☐ die Direktschnitt-Demo-Schallplatte „unipolar 2000“ gegen DM 10,- auf Postscheckkonto Hannover 93489-302

Meine Adresse:

Wenn die Kunst wieder einfach wird

Bemerkungen zur
Salzburger
„Mozart-Woche“

Von Peter Cossé

Im Programm der Mozart-Woche 1978 fehlte erstmals seit Jahren die bereits traditionelle Präsentation eines operndramatischen Jugendwerkes. Konzertante Aufführungen von „Il Re Pastore“, „Lucio Silla“, „Ascanio in Alba“ und „Mitridate“ hatten der Veranstaltungsreihe jene wissenschaftlich-kulinarische Synthese gesichert, um derentwillen das Publikum vom Fach und jenes des – vorwiegend belkantilistischen – Genusses an die Salzburger pilgerte. In diesem Jahr gab es dreifach „Ersatz“: zum einen bot ein vielfältig gestaffelter Arien-Abend einige Nummern aus Mozarts Opernschaffen, die in der Bühnenpraxis gewöhnlich gestrichen werden, zum anderen lenkte die Mozart-Woche auf die (szenisch-)oratorische Form des Geistlichen Singspiels. Wolfgang Sawallisch dirigierte Mozarts „Die Schuldigkeit des Ersten Gebots“ KV 35 – auf einen Text von Ignaz Anton Weiser – und Leopold Hager setzte sich am Ende der Mozart-Woche für die „Betulia liberata“ ein, eine sogenannte „Azione sacra in zwei Teilen“ von Pietro Metastasio (KV 118). Der gründlich vorbereiteten Sawallisch-Aufführung (u. a. mit Margaret Price, Edith Mathis und Claes H. Ahnsjö als Solisten) ließ Leopold Hager, ebenfalls mit dem einheimischen Mozarteum-Orchester, eine drängende, nicht ganz krampflose Aufführung des alttestamentarischen „Judith“-Stoffes (Nebukadnezars Krieg gegen die Meder) folgen. Hanna Schwarz (Judith), Ileana Cotrubas (Amittai), Peter Schreier (Ozia – mit inkomplex schwierigen Koloraturen) und Walter Berry (Achior) mögen aus dem Gesangssextett hervorgehoben werden. Das zumeist in Dur dahinschwebende, noch sparsam kontrastbetonte Werk des 15jährigen Mozarts bestrickt in vielen melodischen Erlesenheiten, es for-



Mozart-Woche 1978: Claes H. Ahnsjö, Leopold Hager

dert aber zugleich ein gehöriges rezeptives Standvermögen, denn langwierige Rezitative und zumeist dreiteilig schematisierte Arien verweisen auf ein geruhssames Fortspinnen der altväterlichen, historisch nicht verbürgten Handlung.

Mozarts vages, zumindest nicht belegbares Verhältnis zur bedeutenden literarischen Szenerie seiner Zeit ist kaum verschweigerbar. Im Umgang mit seidenen, oft genug halbseidenen Opernlibretti war musikalische Praxis angezeigt: Stoff zum Vertonen. Das Liedschaffen indes gibt auf einer fragileren Ebene über Mozarts literarische Empfänglichkeit Aufschluß: im Vordergrund stehen erbauiche, empfindsame Texte nicht eben erstrangiger Poeten, deren Elaborate Mozart in den entsprechenden, für derlei schöngestiges Schrifttum reservierten Publikationen fand. Goethes „Veilchen“ nimmt in diesem Zusammenhang primär die Position einer lyrischen Vermittlung ein: in der Einfachheit trafen sich der Dichter und der Melodiker.

So wurde Mozarts Liedschaffen ohne gravierende Einsprüche als eher zufälliges, albumblatthafes Œuvre eingestuft, dessen Formen- und Ausdruckskatalog nicht unter dem Kriterium des kompositorischen Fortschritts zu begreifen ist, vielmehr in der Häuslichkeit der zweck- und personengebundenen Pointe und des selbstgenügsamen Wechselspiels von Melos und Aussage. Einige Lieder – so die „Sehnsucht nach dem Frühling“ – entglitten buchstäblich der Mozartschen Autorschaft und erlangten volkstümliche Anonymität. Das Einprägsamste wird sozusagen in einem mysteriösen Akt der allgemeinen Aneignung „verstaatlicht“: der Autor tritt hinter sein Werk zurück. Von dieser vermeintlich nicht mehr an Komposition gebundenen Einfachheit handelte unter anderem Peter Schreiers Liederabend (am Flügel Erik Werba), den ich zu den absoluten Denkwürdigkeiten der letzten Jahre zählen möchte. Liedgesang dieser deklamatorisch bewußten und dennoch diskreten Eindringlichkeit wird im Bereich des Mozart-Liedes nicht alle Jahre geboren, und wer Peter Schreier im Mozarteum erleben konnte, wird ein für alle Mal notiert haben, wie sich Wort, Phrasierung und jene ungesungenen, fahlen, gehauchten, beiseitege-

sprochenen Werte zu einem Netz von beispielloser Symmetrie verweben lassen.

Die drei – bereits fest im Programm etablierten – Konzerte der Wiener Philharmoniker markierten pauschale, spannungsarme Direktheit (Christoph von Dohnányi), unverzärtelte Nervigkeit (Leopold Hager) und schließlich eine modellhaft durchgeplante, dennoch spontan-pfiffige Variante des Mozart-Philosophierens (André Previn), wie sie die zu dieser Zeit zumeist etwas glanzbescheiden auftretenden „Philharmoniker“ restlos aus der Reserve vornehmer Amtshandlung zu locken vermochte.

Dem knapp vor der Mozart-Woche zum zweiten Male durchgeführten Internationalen „Mozart-Wettbewerb“ sind nur wenige Zeilen zu widmen. Unter den Sängern gab es keine auffällige, für den Mozart-Gesang entscheidend wirksame Persönlichkeit, während bei den neun (!) angetretenen Geigern der 16jährige Salzburger Thomas Zehetmair unangefochten siegte und im Schlußkonzert mit einer reifen Wiedergabe des Konzerts KV 271a seinen Rang bestätigte.

Bielefelder
Verlags-
anstalt KG

216 Seiten,
47 Abbildungen,
kartoniert

7,80
DM

Das Jahrhundert der Schallplatte

Walter Haas

fono buch
forum

Eine Geschichte
der Phonographie

So aufregend...

....wie ihre Musik ist auch die Geschichte der Schallplatte. Walter Haas läßt sie Revue passieren: kundige Erfinder, eitle Primadonnen, ehrgeizige Manager und raffinierte Chansonetten. Kaiser, Könige und Schlagerkönige, Musikgenie und Sergeant Pepper, kleine Geister und große Künstler. Haas führt nicht nur Harmonien vor, sondern auch Dissonan-

zen. Technische Siege stehen neben Patentkriegen und Musikpiraterie, echte Kunstmodelle neben falschen Fuffzigern, Frank Sinatra neben Al Capone. Ob Callas, Presley, Otto oder Klemperer – wir alle spielen mit. Wir, das Publikum, das auf den Knopf drückt, um ganz Ohr zu sein. Dieses Buch macht deutlich, womit wir es zu tun haben, wenn Platten rotieren.

Erhältlich im Buch- und Schallplattenhandel